

Der Kampf der spanischen Akademiker

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Freidenker [1927-1952]**

Band (Jahr): **12 (1929)**

Heft 7

PDF erstellt am: **12.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-407684>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

hin, bei denen der Staat sich beträchtliche Kirchengüter aneignete; bei einer Trennung müsste er diese wieder aushändigen. Bis ins 16. Jahrhundert zurück müssten die einzelnen vermögensrechtlichen Verpflichtungen (Pfundgüter, Patronate, Kollaturen) für alle Kultusaufgaben festgelegt werden, also für Besoldungen, Verwaltung, Unterhalt der Gebäude usw. Fleiner kommt zum Schluss, es bestehe für den Staat keine allgemeine Rechtspflicht, bei einer Trennung von Kirche und Staat die reformierte Kirche mit einer Summe auszustatten, die den gegenwärtigen gesetzlichen Leistungen des Staates für das reformierte Kirchenwesen entspricht. Es müsse vielmehr juristisch zwischen den einzelnen Rechtsbeziehungen unterschieden werden. Dabei sei festzustellen, wie weit der Staat durch historische Rechtstitel der Kirche gegenüber vermögensrechtlich verpflichtet geblieben sei. Nur dann werde sich die mutmassliche, der Kirche bei einer Trennung zufallende finanzielle Ausstattung bewerten lassen, wenn für die einzelnen Rechtsbeziehungen genauere historische Untersuchungen herangezogen werden. Dazu kämen dann die Forderungen der Billigkeit. Wie gross müsste die Ausstattung sein? Knus berechnete sie 1882 auf 10 Millionen Franken; heute würde sie wohl 30 bis 40 Millionen Franken betragen. Das wäre ein empfindlicher Aderlass für den Staat, durch den die Hoffnungen auf eine Herabsetzung des Steuerfusses für alle Zeiten zunichte würden.

Die Durchführung brächte uns also ganz gewaltige Schwierigkeiten und eine enorme Arbeit, gleichzeitig aber auch eine Störung des guten Verhältnisses; denn die heiklen und langwierigen Auseinandersetzungen über die Trennung würden das Verhältnis zwischen Kirche und Staat nicht verbessern. Wir bekämen eine unzufriedene Kirche und einen unzufriedenen Staat. Heute ist das Verhältnis so gut, wie es nur in einer rechtschaffenen Ehe sein kann. Lassen wir dieses Verhältnis wie es ist. Staat und Kirche haben nur Vorteil davon; der Staat lässt der Kirche ihre Bewegungsfreiheit, aber er schützt sie auch vor Sorgen, die die Ausübung ihrer Mission erschweren müssten. Und unsere Landeskirche ist tolerant, sie bedrängt keine andere Konfession. In unserem Kanton kann wirklich jeder nach seiner Fassung selig werden. Und wenn Nichtevangelische sich daran stossen, dass sie an die Kosten der reformierten Kirche Steuern zahlen müssen, so mögen sie sich damit trösten, dass es erstens nicht viel ist und zweitens mehr als das durch kirchliche Tätigkeit für humane und soziale, also gut christliche Werke verwendet wird. Vielleicht kommt einmal die Zeit, da die Trennung ernstlich in Frage kommt. Heute liegt kein Anlass vor, den Kanton Zürich vor eine Schicksalsfrage zu stellen, die, wie man sie auch zu lösen versuchte, den konfessionellen Frieden ernstlich stören müsste.«

Der Standpunkt des Regierungsrates fand beinahe ungeteilten Beifall. Sogar die sozialdemokratische Partei unterstützte indirekt die Auffassung der Regierung, dadurch nämlich, dass

sie sich einer Stellungnahme enthielt, und Bobst, einer der Mitunterzeichner der Motion, wandte sich deshalb in scharfer Polemik gegen die Sozialdemokraten, die sich zu diesem Zeitpunkt zur Trennungsfrage neutral verhalten, zu einem Zeitpunkt, wo der religiösen Verdummung besonders entgegengetreten werden müsse. Auch die christlich-soziale Partei liess durch ihren Sprecher, Dr. Schneller, ihren Standpunkt klarlegen. »Das herausgewachsene Verhältnis ist«, wie er nach der »Züricher Post« (Nr. 256 vom 1. Nov. 1927) gesagt hat, »durchaus harmonisch. Wir stehen auf dem Standpunkte, dass die Kultussteuer einer Neuregelung bedürftig wäre. Professor Huber war 1911 der Auffassung, dass die Trennung im Sinne der Entwicklung liege und dass man diese dann vornehmen müsse, wenn das Verhältnis von Staat und Kirche gut sei. Aus der vorzüglichen Antwort von Regierungsrat Wettstein weht etwas wie Morgenluft; wie hat sich doch die Beurteilung der Frage geändert und ist gerechter geworden.«*)

Nachdem sich so sämtliche bürgerlichen Parteivertreter gegen Erheblicherklärung der Motion Gerteis ausgesprochen hatten, bot es nicht die geringste Ueberraschung mehr, als sie mit 104 gegen 3 Stimmen abgelehnt wurde — aber, trotz dieser Ablehnung ist in dieser Frage noch lange nicht das letzte Wort gesprochen.

*) Wenn wir diese Stellungnahme Dr. Schnellers mit seiner früheren vom Jahre 1920 vergleichen, so können wir seine Worte »wie hat sich doch die Beurteilung der Frage geändert« wohl in erster Linie auf ihn selbst anwenden, und wir können uns kaum des Gedankens erwehren, dass die »Morgenluft«, die aus den Worten von Regierungsrat Wettstein wehen soll, den Katholiken gewisse Vorteile verheisst, und darum auch als »gerechtere« Beurteilung aufgefasst wird.

Der Kampf der spanischen Akademiker.

Der Madrider Korrespondent der »National-Zeitung« (Nr. 142) gibt in einem sehr instruktiven Aufsatz etwas Aufschluss über die eigentlichen und tiefer liegenden Ursachen der jüngst stattgefundenen Studenten-Unruhen in den spanischen Universitäts-Städten.

Im Sommer 1928 wollte die Regierung Primo de Riveras die Gleichstellung der beiden kirchlichen Hochschulen in Spanien, der Augustiner-Universität vom Escorial und der Jesuitenschule von Deusto bei Bilbao, mit den staatlichen Hochschulen durchführen. Das Dekret fand aber in der Kommission der »Nationalversammlung« und unter der Professorenenschaft schärfste Ablehnung. So schien es denn wieder in den Akten begraben zu werden. Plötzlich kam nun vor einigen Wochen der Kultusminister mit Ausführungsbestimmungen zu seinem alten Gesetz heraus.

Dies führte zu den ersten Studentendemonstrationen. Die Regierung, die sich nicht genug darin tun konnte, die »unpatriotische und undisziplinierte« Haltung der Studenten und der

Das Wunder.

Eine wahre Geschichte.

Vor einiger Zeit, als die Rosel von Konnersreuth die ganze Welt in Erstaunen setzte, nahm ein bekannter, antikirchlich eingestellter Professor in K. die Gelegenheit wahr, um seinen Studenten ein Kolleg über Wunder im allgemeinen und besonderen zu lesen. Als er seine Ausführungen beendet hatte, meldete sich jedoch ein Student bei ihm und bat ihn unter dem geheimnisvollen Lächeln seiner Kommilitonen um einige weitere Erklärungen über ein Wunder, über das er sich noch nicht klar zu werden vermöge.

Der Professor, der den betreffenden Studenten näher kannte und sofort wusste, dass man sich nur über ihn lustig machen wollte, bat den Wundergläubigen, ihn in der Vorhalle zu erwarten.

Dies passte dem jungen Herrn eigentlich nicht recht, aber ging trotzdem und postierte sich an der angewiesenen Stelle. Eifrig grubelte er darüber nach, wie er wohl seine Fragen am schwierigsten stellen könnte, als er plötzlich unversehens eine schallende Ohrfeige erhielt. Wutentbrannt blickte er sich um und erblickte zu seinem grössten Erstaunen seinen Professor, der ihn freundlich in seiner lebenswürdigen Art fragte, ob er soeben etwas gefühlt habe.

»Zum Donnerwetter! ja! — Aber wie...« »Können Sie sich unterstehen, ich weiss schon, aber Sie selbst haben mich gebeten, Ihnen näher zu erklären, was ein Wunder ist. Nun, es wäre sicher ein Wunder gewesen, wenn Sie keinen Schmerz gespürt hätten. Guten Tag.«

Sprach's und ging davon, während der Studiosus seine wie Feuer brennende, gerötete Backe mit dem Taschentuch verdeckte.

Gotthard Brodt.

Der Messner der Pfarrei in Shropshier quälte einen jungen Mann, der einen Fuss verloren hatte, ihm 30 Pence für die Beerdigung dieses Fusses zu geben. Der arme Schlucker beklagte sich beim Pfarrer, der ihm aber antwortete:

»Ich kann heute für Sie in dieser Angelegenheit nichts tun; ich will Ihnen aber diese Summe anrechnen, wenn ich einmal den Rest Ihrer geschätzten Person werde beerdigen müssen.«

(»Leuchtrakete«.)

* * *

Zwei Engländer unterhielten sich eines Tages über das schwere Los des Menschen nach dem Sündenfall der Ureltern.

»Weshalb aber«, sagte der eine von ihnen, »haben die Tiere, die nichts verschuldeten, das gleiche schwere Los? Oder gibt es ein schwereres Los als das der Droschkengäule?«

»Wer weiss«, entgegnete der andere, »vielleicht haben ihre Ureltern verbotenes Heu gefressen?!«

(»Leuchtrakete«.)

* * *

Mr. Swain, Kaplan auf dem Dampfer »Rutland«, fragte während eines starken Sturmes einen der Matrosen, ob Gefahr drohe.

»Wenn es weiter so stürmen wird wie jetzt«, entgegnete der Matrose, »dann werden wir um Mitternacht im Himmel sein.«

»Gott bewahre uns davor«, rief der bestürzte Kaplan.

(»Leuchtrakete«.)

mit ihnen sympathisierenden Professoren zu brandmarken, unterliess es, auf die eigentlichen Ursachen hinzuweisen. Die Diktatur wollte in einer Sache, die unpopulär ist und allen Kulturprinzipien ins Gesicht schlägt, ihren Willen durchsetzen; ihren Willen, der der Vollstrecker klerikaler Wünsche war! Dabei hat sie Fehler über Fehler gemacht, daran sie noch schwer zu tragen haben wird. Der Streit begann als Kulturkampf und führte über studentischen Ulk zu einem politischen Ringen um die Macht. Primo hat zuerst die Artilleristen und andere Teile der Armee, nun auch noch die gesamte akademische Welt mit ihrem grossen Anhang sich entfremdet und verfeindet. Treu bleiben ihm nur die Klerikalen, deren Geschäfte er so gut besorgt. Das ist in Spanien zweifellos eine starke, aber auch eine gefährliche Macht.

Der Korrespondent schliesst wörtlich: »Die Luft ist schwül. Sollte irgendwo ein erster Blitz herniederfahren, dann bricht das Gewitter los. Was seine Stürme alles hinwegfegen, wieviel vernichtet wird, wenn erst einmal die Elemente entfesselt sind, vermag niemand zu sagen. Vielleicht geht es dann um Spaniens ganze Zukunft.«

Zur Orientierung sei noch mitgeteilt, dass die Zeilen geschrieben wurden, bevor die definitiven (?) Rücktrittsabsichten des Diktators bekannt waren. H.

Des Krieges wahres Gesicht.

Von H. Albin.

Erich Maria Remarque hat ein Buch geschrieben, wie deren viele zu wünschen sind. (»Im Westen nichts Neues.« Propyläen-Verlag, Berlin.) Solche Bücher sollten immerfort geschrieben und von allen gelesen werden, dass sie doch einmal sehen, was Krieg und Kriegsheldentum in ihrem wahren Wesen eigentlich sind. Den »spartanischen« Erziehern sollte dieses Buch in die Hand gedrückt werden, um ihre Kriegsemphasen zu dämpfen und ihnen selber den Mund damit zu verstopfen. Geistliche sollten dies Buch lesen, die den Krieg als gottgefälliges Werk anpreisen und seine Notwendigkeit durch »heilige« Argumente zu begründen sich bemühen. Man sollte dies Buch auch womöglich jenen Dichtern zu lesen geben, die in einem behaglichen Kaffeehauswinkel Kriegslieder dichten und den Tod auf dem Felde der Ehre für andere feilhaben. Vielleicht sollte man auf dieses Buch auch die Diplomaten aufmerksam machen und ihnen das Bild des Krieges entgegenhalten, den sie aus Gründen, die sicherlich weder mein Wohl noch das deinige im Auge haben, heiligsprechen und zur Verblendung der Massen einen »heiligen« nennen. Das Wort »heilig« ist ja so ganz und gar geeignet, so viele gleich um ihre Vernunft zu bringen, ihr Denkvermögen zu lähmen, dass sie nicht mehr zu sehen vermögen, welche Abgefemtheit, welcher Schwindel, welche boden- und rücksichtslose Lumperei hinter diesem »gottgefälligen« Tun, hinter dem Heiliggetauften sich verbergen. Den Diplomaten aber würde diese Lektüre nicht viel nützen. Diese wissen ja ungefähr, oder vielmehr: sie können es sich sehr wohl vorstellen — sie kennen ja die Mittel, die bei diesem ritterlichen Handwerk in Anwendung kommen — wie erquickend, stärkend und erhebend ein »Stahlbad« wirkt. Sie ahnen es gar zu gut und lassen drum wohlweislich gern und ohne Neid andere in dieses Bad steigen, während sie selbst es schon mit dem Lago Maggiore oder einem anderen See fürlieb nehmen, während sie es vorziehen, »schweissgebadet« in stillen Tälern unter Palmen bei vollen Tischen zu »verhandeln« und Menschenkinder auf Grund verschiedener »Verträge« in Hunderttausenden zu »stellen«, nicht anders als wie es Metzger mit Ochsen, Schweinen und Schafen zu machen pflegen. Diese Hunderttausende, das sind für sie Sachen, Gegenstände, die man hin- oder herstellt, ohne sie darum zu fragen, wo sie zu stehen gewillt sind. Man fragt sie nicht, weil sie keinen Willen haben. Geradeso werden Tausende und Abertausende von Menschen behandelt: Dinge ohne eigenen Willen, Dinge ohne Meinung. Nur noch mit dem Unterschied, dass der Eigentümer von Dingen um dieser Dinge Dasein besorgt ist und sie sich nicht nehmen noch schädigen lässt, während jene »Dinge«, die Fleisch

und Blut und wohl gar auch eine Seele haben, einfach »gestellt« werden, dem Morde und dem Tode als Frass. Ihr Blut ist billig — denn es sind ja kleine Leute. Auf dass sie wachsen, »sich aufrichten und erheben«, wird ihnen das Stahlbad bereitet. Auf dass sie »Helden« werden! Wie sieht nun dieses vermeintliche Heldentum aus? Es beruht auf vollständiger Verrohung, Verwertung, und der sog. Heldenmut liegt in dem Sich-selbst-verteidigen vor ebenso vertierten und verrohten Mitmenschen, liegt in der fortwährenden Flucht vor dem Tode, in dem Sichklammern an das Leben, das höchste Gut, das uns das Leben geschenkt und das gegen unseren Willen zu opfern kein Mensch das Recht hat. »Aus uns sind gefährliche Tiere geworden. Wir kämpfen nicht, wir verteidigen uns vor der Vernichtung« heisst es an einer Stelle in dem Buch. Kantorek, der Klassenlehrer, hatte es leicht, seine achtzehnjährigen Zöglinge in den Krieg hineinzureden. »Diese Erzieher haben ihr Gefühl so oft in der Westentasche parat; sie geben es ja auch stundenweise aus. Doch darüber machten wir uns damals noch keine Gedanken.« Die Gedanken kamen später. Sie kamen, als diese Achtzehnjährigen bereits mitten im Kriege und seinen Greueln standen, aus denen sie — sofern sie den Granaten entkommen waren — kein Zurück mehr zu Welt und Leben zu finden vermochten. Aus dem Kriege, der sie innerlich zerstört hat, brachten sie nur tiefe und bittere Verachtung heim für all diejenigen, die sie in ihr »Heldentum« gestürzt haben, für all die Bankrotteure der zahlungsfähigen Moral, die Güte und Liebe heuchelte und ohne Gott dabei nicht auskommen konnte. »Sie sollten uns Achtzehnjährigen Vermittler und Führer zur Welt des Erwachsenseins werden, zur Welt der Arbeit, der Pflicht, der Kultur und des Fortschritts, zur Zukunft. Wir verspotteten sie manchmal und spielten ihnen kleine Streiche, aber im Grunde glaubten wir ihnen. Mit dem Begriff der Autorität, dessen Träger sie waren, verband sich in unseren Gedanken grössere Einsicht und menschlicheres Wissen. Doch der erste Tote, den wir sahen, zertrümmerte diese Ueberzeugung. Das erste Trommelfeuer zeigte uns unseren Irrtum und unter ihm stürzte die Weltanschauung zusammen, die sie uns gelehrt hatten. Während sie noch schrieben und redeten, sahen wir Lazarette und Sterbende; während sie den Dienst am Staate als das Grösste bezeichneten, wussten wir bereits, dass die Todesangst stärker ist!«

Es ist die Erkenntnis eines, der mit dabei war, der den grossen Jammer erfahren; die Einsicht eines Menschen, der all die Greuel sah und ein Recht hat, vor ihnen zu warnen, weil er tiefer hinter die Dinge gesehen hat als sein Klassenlehrer Kantorek und tausend ihm ähnliche Erzieher gesehen haben. Das ist nicht gedichteter Krieg, was diese Blätter künden — das ist das Grausen in seiner wahren, durch keinerlei Romantik beschönigten Gestalt, das Grausen, wie es jeder Soldat erfahren hat, dem es »gegönnt« war, sich auf dem vor Lüge den Himmel anstinkenden »Felde der Ehre« sich zu beteiligen. Es sollte es jeder seinen Kindern erzählen, von Mund zu Mund soll die Kunde vom Jammer gehen, von Geschlecht zu Geschlecht, dass sie nicht vergessen werde, dass sie Warnung sei und Wegweiser zum Menschen und Menschtum. Soviel unschuldiges Blut ist vergossen worden; soviel Leiber, Seelen und Welten sind vernichtet worden! Ist es darum in der Welt besser geworden? Ist das Menschliche im Preis gestiegen? Hat der französische, deutsche oder italienische Mittelmänn um diesen kostbaren Preis Wohlstand, Freiheit des Denkens und Handelns erworben? Hat er seinen Kindern dadurch ein besseres Los bereitet? Remarque's Buch ist eine Mahnung: Vergesst nicht! Präget es Kindern und Kindeskindern ein, dass ihrer Väter Blut in Eimern vergossen und über die Welt unsägliches Elend gebracht wurde — einem falschen, morschgewordenen Ethos zuliebe, das Gott, Liebe und Güte stets auf den Lippen trug, aber im Stillen das Tier hegte und grosszog. Sie sprachen: Gott und dachten: Kohle, Oel oder Eisen. Hüben und drüben. Sie flunkerten Millionen ein Heldentum vor, an das sie selbst nicht glaubten und dachten dabei an ihre Taschen und Zisternen. Das war die Glorie! Und um der Lüge die Krone aufzusetzen, gaben sie ein, nunmehr nur Kinder blendendes Gaukelspiel zum Besten und nannten es: das Grab des unbekanntes Soldaten. Dass auch Gott dabei mitspielen kann. Denn es ist eine Parade mit Weihe und Heiligtum.